

Heike Faller
Im Namen des Sohnes
ZEIT MAGAZIN

Im Namen des Sohnes

Das Bild von Alan Kurdi, wie er ertrunken am Strand liegt, wurde ein Symbol des Flüchtlingsdramas. Gerade jährte sich sein Todestag zum vierten Mal. Wie geht es seiner Familie heute? Ein Besuch in Erbil

Wer Zeit mit Abdullah Kurdi verbringt, kann kaum anders, als sich zu fragen, wie dieser Mensch weiterleben kann, nach allem, was er in den letzten sieben Jahren erlitten hat. Durch den Krieg in Syrien seine Arbeit als Friseur verloren. Zwischen Kobane im Norden Syriens und Damaskus gependelt, um Geld zu verdienen, in einer Zeit, in der diese Gegend der gefährlichste Fleck des Planeten war. Dabei einer Gruppe von islamischen Fundamentalisten in die Hände gefallen, die ihn tagelang verprügelten und ihm alle Zähne zogen.

Sich zu Sklavenlöhnen auf türkischen Baustellen verdingt, während seine schwangere Frau und sein kleiner Sohn alleine in Kobane blieben. Nicht helfen können, als die beiden später aus Kobane vor dem heranrückenden »Islamischen Staat« fliehen mussten.

Zwei Jahre lang mit seiner Frau, einem Kleinkind und einem Baby in einem Zimmer in Istanbul gelebt und schließlich bei Bodrum in ein Boot gestiegen, das sie nach Europa bringen sollte. In hohe Wellen geraten. Gekentert. Hilflos zusehen, wie seine Frau im Meer ertrinkt, erleben müssen, wie ihm seine beiden Söhne, vier und zwei Jahre alt, aus den Händen gleiten.

Drei von 18.787 Menschen, die laut UN-Flüchtlingskommissariat zwischen 2014 und Ende September 2019 ertrunken oder verloren gegangen sind beim Versuch, auf dem Weg nach Europa das Mittelmeer zu überqueren. Das Bild des kleineren seiner beiden Söhne, tot am Strand liegend, ging um die ganze Welt. Alan Kurdi. Ein Name, der seither stellvertretend steht für das Schicksal aller anderen, für die Gleichgültigkeit Europas. Ein Symbol. Für Abdullah Kurdi: sein Sohn.

Es ist der 1. September, der Tag vor dem Todestag von Alan, seinem Bruder Ghalip und Rehanna, ihrer Mutter. Abdullah Kurdi, 44, steuert einen weißen Toyota durch Erbil. Erbil ist die Hauptstadt der kurdischen Provinz im Irak und seit vielen Jahren einer der sichersten Orte des Landes; schiefe Baracken reihen sich an Fünf-Sterne-Hotels und Shopping-Malls. Neben Kurdi sitzt seine Schwester Tima, 47. Sie lebt seit 27 Jahren in Kanada und ist gekommen, um ihren Bruder in der Zeit um den Jahrestag nicht allein zu lassen. An diesem Vormittag sind sie auf dem Weg zu einem Markt. Er lenkt den Toyota sachte über die zweispurige Schnellstraße, »langsam, Abdullah, langsam«, ruft seine Schwester trotzdem. Seit jenem Tag vor vier Jahren hat sie Panikattacken. »Tima – crazy«, sagt Abdullah Kurdi in den paar Worten Englisch, die ihm zur Verfügung stehen, und lächelt.

Sie nimmt einen Schluck aus seinem Thermosbecher. »Du trinkst zu viel Kaffee, kein Wunder, dass du schlecht schläfst«, sagt sie. Dann: »In deinem Kaffee ist mehr Zucker als Kaffee.« Er macht mit der Hand Kreisbewegungen über seiner Stirn. Die Geschwister lieben es, einander hochzunehmen. Manchmal, sagt seine Schwester, komme jetzt wieder der Abdullah von früher durch. Das vierte von sechs Geschwistern, der jüngste Sohn, ein lustiger, sanftmütiger Junge. Der Liebling ihres ganzen Viertels in Damaskus, sagt sie. Aber das sind Momente.

Gestern, so erzählt sie auf Englisch während der Fahrt, sei er wieder von der Erinnerung eingeholt worden. Er habe das Gesicht seines Sohnes im Wasser gesehen. Sie versuche dann immer, das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen. Das helfe am ehesten.

Seit dem Tod seiner Familie lebt Abdullah Kurdi in der Autonomen Region Kurdistan im Norden des Irak. Nach dem Unglück hatten viele Länder ihm Asyl angeboten, und als Massud Barsani, der damalige Kurdenpräsident, ihm vorschlug, auf Kosten seiner Stiftung in Erbil zu leben, hat er angenommen. Seine Vorfahren sind Kurden, und er wollte so nah wie möglich am Grab seiner Frau und seiner Söhne sein, die jenseits der Grenze in Syrien bestattet wurden.

Damals, einige Wochen nachdem das Bild des toten Alan um die Welt gegangen war, hatte ich die Familie Kurdi kennengelernt. Mohammed Kurdi, den ältesten Bruder, der ebenfalls mit seiner Familie nach Istanbul geflohen war und ein halbes Jahr vor dem Unglück die Fahrt übers Meer gewagt hatte und der damals in Heidelberg in einem Flüchtlingsheim wohnte. Seine Frau, die mit den fünf Kindern immer noch in Istanbul lebte, in einer Kellerwohnung im selben Viertel, in dem auch Abdullah mit Frau und

Kindern gelebt hatte. Schließlich Tima, in Kanada, eine Friseurin, die plötzlich Pressekonferenzen geben musste. Eine Familie in Schockstarre. Wir waren in Kontakt geblieben. Nachdem Mohammeds Familie nach Kanada emigriert war, berichtete Tima mir, wie es ihnen dort erging.

Nur Abdullah Kurdi hatte ich damals nicht getroffen. Zu sehr stand er unter Schock, und als ich ihn einmal kurz am Handy hatte, sagte er, die Presse nutze sein Schicksal bloß aus. Als seine Schwester mir jetzt erzählte, dass sie den Jahrestag in Erbil verbringen werde, und mich fragte, ob ich sie begleiten wolle, sagte ich zu. Und fragte mich sofort, was ich eigentlich von Abdullah wissen wollte. Aber vielleicht ist die beste Frage an einen Menschen, dessen Leid zu einem Symbol überhöht wurde, sowieso die konkreteste: Wie es ihm geht. Wie er weitermacht nach allem, was passiert ist.

Vor dem Markt lenkt Abdullah den Wagen auf einen betonierten Parkplatz. Tima und er wollen Schuluniformen kaufen, um sie am Jahrestag an syrische Kinder in einem UN-Flüchtlingslager zu verteilen. Er fährt oft in diese Camps, von denen es in der kurdischen Provinz mehrere gibt. In manchen erkennen ihn die Kinder bereits, wenn er es betritt. »Abu Alan« rufen sie ihn. Alans Vater.

In dem Laden stehen ein paar riesige Säcke mit dünnen grauen Polyesterkleidern mit angenähten Blusenärmeln für die Mädchen, grauen Hosen und weißen Hemden für die Jungen. Dazu Säcke mit weißen Strumpfhosen. Um diese Jahreszeit, Anfang September, hat es noch 40 Grad in Erbil, aber in wenigen Monaten wird es kalt und feucht sein. An einem Wandhaken entdeckt Abdullah ein Kinder-T-Shirt mit angenähter Smokingjacke. »Alan hatte einen ganz ähnlichen«, sagt er.

Ein paar Stunden nach ihrem Einkauf stehen Abdullah und Tima knietief zwischen eingeschweißten Kleidern in einer großen Wohnküche. Am Boden sitzt Ghamzeh, Abdullahs Frau, und hilft. Vor zwei Jahren hat er die junge Syrerin kennengelernt, weil eine Cousine aus der Türkei ihn anrufen hatte: Sie habe eine Nachbarin, erzählte sie ihm, die seiner verstorbenen Frau zum Verwechseln ähnlich sehe.

Das Haus liegt in einer Gated Community am Rand von Erbil, am Ende einer langen Reihe von beigefarbenen Einfamilienhäusern. Als Ghamzeh kam, ist Abdullah aus einem Hotel hierhergezogen. Die Nachbarn sind Reiche, Diplomaten, Politiker, mit keinem von ihnen hat Abdullah Kurdi Kontakt. Es ist das größte Haus, in dem er je gewohnt hat. Und gleichzeitig das einsamste.

Im Erdgeschoss stehen zwei Stühle vor einem großen Schreibtisch, das Fernsehzimmer besteht aus einem Sofa, einem Couchtisch und einem Riesens Bildschirm. In der offenen Küche stehen ein Esstisch und ein breiter silberner Kühlschrank. Tima bittet, auf gar keinen Fall zu fotografieren. Abdullah bekommt täglich Facebook-Nachrichten von Menschen aus aller Welt, die ihn für einen Profiteur seines Unglücks halten.

»Hast Du am Schicksal Deiner Kinder nicht langsam genug verdient?«

»Bitte schicken Sie 1000 Dollar, meine Mutter ist krank.«

»Genug ist genug.«

Dabei kann Abdullah den Kühlschrank kaum füllen. Er kann nicht arbeiten, weil er nicht länger als ein paar Stunden stehen kann, er hat Magenschmerzen, für die die Ärzte keine Ursache finden. »Diese Leute denken, ich hätte Glück gehabt«, sagt Abdullah. »Aber es gibt kein Wort, das meinen Schmerz beschreiben könnte.«

Es ist zehn Uhr abends. Abdullah reißt im Akkord Plastikhüllen von den Kleidern und legt sie auf Haufen in den Größen eins bis sechs. 750 Uniformen. Als sie das letzte Mal in einem Flüchtlingslager waren, gab es ein riesiges Durcheinander, weil sich alle gleichzeitig auf die Kleider stürzten. Dieses Mal wollen sie von Klasse zu Klasse gehen. Immer wieder nimmt er seine Schwester an den Schultern. »Fatima Kurdi, Tima«, sagt er und umarmt sie von hinten. »Jetzt ist er gesprächig«, sagt sie, aber das täusche über seinen eigentlichen Zustand hinweg. »Von dem Moment an, in dem das Licht ausgeht, wird er kein Auge zutun.«

Auf dem Tisch leuchtet der Bildschirm von Abdullahs Handy auf. »Sarıkaya«, sagt Tima nur. Ihr Bruder lässt es blinken. Omer Sarıkaya ist ein türkischer Regisseur, der in diesem Jahr einen Kinofilm über das Schicksal der Familie Kurdi gemacht hat. Als Abdullah Kurdi vor einigen Monaten davon erfuhr, habe er Panik bekommen, erzählt er. Seine tote Familie, zum Leben erweckt von Schauspielern: ein Albtraum. Die Familie sei »heartbroken« über die Verfilmung, sagte Tima Kurdi öffentlich. Die Kurdis wollten nur Geld, ließ der Regisseur daraufhin verlauten, Zeitungen und News Websites rund um den Globus berichteten über den Streit. Außerdem handele der Film, der *Aylan Baby* heißt, in der Schreibweise, die zunächst oft für Alan verwendet worden war, von Flüchtlingen im Allgemeinen.

Trotzdem versucht der Regisseur jetzt schon seit Wochen, Abdullah zu erreichen. Er soll zu der Film Premiere in Bodrum, dem Ort, an dem Alans toter Körper damals an Land gespült worden war, live

zugeschaltet werden. Tima Kurdi hat dem Regisseur mehrfach geschrieben, wie verletzt ihr Bruder über den Film sei. Aber Sarikaya ruft weiter an.

In den ersten Wochen nach dem Unglück hatte das Erschrecken der Welt, die öffentliche Aufmerksamkeit, die Familie abgelenkt. England, Australien, die USA erhöhten damals ihre Kontingente für syrische Migranten auf ein paar Zehntausend. Tima Kurdi hatte davor jahrelang vergeblich versucht, Visa für ihre Brüder und deren Familien zu bekommen. Jetzt meldete sich das kanadische Einbürgerungsministerium und bat sie, die Anträge noch einmal einzureichen. Sie sprach vor dem EU-Parlament in Brüssel. Es tröstete sie, zu denken, dass es ihr gottgewolltes Schicksal sei, den Flüchtlingen von nun an eine öffentliche Stimme zu geben. Es half ihr gegen die Schuldgefühle, die sie empfand, weil sie es gewesen war, die Abdullah die 4000 Dollar für die Überfahrt gegeben hatte.

Aber schon bald stellte sie fest, dass die Einwanderung von Syrern für das Aufkommen rechter Parteien in Europa verantwortlich gemacht wurde. Dass die Politik vielerorts restriktiver wurde. Dass weiterhin Kinder im Mittelmeer ertranken. Sie glaube nicht, sagt sie heute, dass das Bild ihres Neffen Politiker und Staatschefs wirklich aufgeweckt habe. Und doch war es zu einem Symbol geworden, das von Menschen auf der ganzen Welt verstanden wurde. Jeder benutzt es – und keiner kommt auf die Idee, vorher um Erlaubnis zu fragen.

Abdullah Kurdi weinte vor Schmerz, als er ein Foto einer lebensgroßen Skulptur eines finnischen Bildhauers sah, sein Kind, eingesperrt, so empfand er es, in einem Glaskasten. Als der chinesische Künstler Ai Weiwei sich in der Position Alans an einen Strand legte, fand die ganze Familie das »widerlich«, sagt Tima. Und als Khaled Hosseini, der Autor des Weltbestsellers *Drachenhäuter*, einen Roman veröffentlichte, von dem er sagt, er sei von Alan Kurdi inspiriert worden, dachte Tima Kurdi an das Buch, das sie selbst über ihre Familie geschrieben hat. Es wurde in Kanada ein Bestseller, aber in Europa fand sie keinen Verlag. »Er ist berühmt«, sagt sie über Hosseini. »Jetzt kaufen die Leute sein Buch, wenn sie etwas über unsere Geschichte erfahren wollen.«

In *The Boy on the Beach* beschreibt sie das Leben ihrer Eltern und ihrer sechs Geschwister in allen Details. Eine Mittelklassefamilie, die in einem Dreizimmerhaus auf einem Berg über Damaskus lebt, der Vater arbeitet in einer Apotheke, die Mutter näht nebenher Kleider, alle verstehen sich gut. Sie selbst: ein Party-Girl, das nicht gern zur Schule geht. Ihr kleiner Bruder Abdullah: der Lustigste unter den sechs Geschwistern, über den die anderen Tränen lachen, wenn er sie imitiert. Ihr Lieblingsbruder. 2010 lernte er Rehanna kennen, als er im Olivenhain ihrer Familie bei Kobane aushalf. Er verliebte sich sofort in die schüchterne 22-Jährige. Wenige Jahre später war aus ihr eine junge Mutter geworden, die selbst auf der Flucht das Schöne im Leben sah. Wenn im Krieg der Strom ausgefallen sei, schreibt Tima Kurdi, habe Rehanna sich über den Sternenhimmel gefreut. Wenn sie das Essen auf dem Holzfeuer zubereiten musste, habe sie darüber gelacht, dass sie wohl in der Steinzeit gelandet seien. Tima Kurdi hat sie nur einmal getroffen, aber häufig mit ihr und den Kindern geskypet. Ghalip, der ältere Sohn, sei ein unruhiges Baby gewesen, das viel schrie und unter einer Schuppenflechte litt. Als Alan auf die Welt kam, der das ausgeglichene Wesen seiner Mutter geerbt hatte, sei Ghalip eifersüchtig gewesen, schreibt sie. Wenn man ihr Buch liest, klingt es, als wolle sie eine Familie, die in ihrem Schicksal zu einem Symbol erstarrt ist, wieder zum Leben erwecken.

In Erbil gibt es viele Menschen, die im Krieg Angehörige betrauern mussten. Eine Zeit lang, erzählt Abdullah Kurdi, habe er ab und an mit einem Mann in Istanbul telefoniert, der ebenfalls seine Kinder verloren hat. Aber dann habe dieser die Handynummer gewechselt, und der Kontakt sei abgebrochen.

Tima sagt, sie habe ihrem Bruder geraten, einen Psychologen aufzusuchen, so wie sie selbst das getan habe. Er habe das aber nie in Erwägung gezogen. Das Stigma, professionelle Hilfe zu benötigen, sei selbst nach einem Schicksalsschlag wie diesem zu groß.

Eine Sache aber, das merkte Abdullah, half ihm: wenn er Kinder in Flüchtlingslagern besuchte. Deshalb gründete er 2016 mit seiner Schwester die Alan & Ghalip Kurdi Foundation. Eine niedrige fünfstellige Summe an Spenden geht jedes Jahr ein. Von dem Geld kaufen sie Geschenke für Kinder in Flüchtlingslagern, wie die Schuluniformen. Vielleicht gibt es andere Dinge, die die Kinder noch nötiger brauchen, aber: »Wir haben sie für die Kinder in einem Camp gekauft, und dann haben die anderen es gesehen und wollten auch welche«, sagt Abdullah. »Wenn es die Kinder zum Lächeln bringt, dann mache ich es.«

Am nächsten Tag nehmen Abdullah und Tima die Autobahn von Erbil Richtung Norden. Draußen brennt die Sonne auf staubiges Land, es ist eine Gegend, in der es vor allem Sand und Öl im Überfluss zu geben scheint. Alle paar Hundert Meter fliegt eine Tankstelle vorbei. Auf die Pipeline in Richtung Türkei werden immer wieder Anschläge verübt, die Straße ist voll von Tanklastern. Hinter einem von ihnen fährt

Abdullah an diesem Mittag auf Bitten seiner Schwester in gemäßigtem Tempo und mit gehörigem Abstand.

Es ist der 2. September, der Todestag. Um vier Uhr morgens sei sie mit einer Panikattacke aufgeschreckt, erzählt Tima. Egal in welcher Zeitzone sie sich befinde, sie wache immer um vier Uhr morgens auf, zur Uhrzeit der Katastrophe. Um sechs habe Abdullah sie zu sich gerufen, weil er von seinen Söhnen geträumt habe. Wir reden später darüber, habe sie zu ihm gesagt, er solle sich wieder hinlegen. Abdullah klickt jetzt ein Lied auf seinem Handy an. Ein arabischer Sänger hat es geschrieben. Es ist eine klagende Melodie mit wütenden Rap-Elementen. Immer wieder erscheinen im arabischen Raum Songs, die von Alan Kurdi handeln. Dieser ist der neueste. Natürlich wurde Abdullah auch dieses Mal nicht nach seiner Zustimmung gefragt. Aber ihm gefällt das Lied trotzdem, weshalb er es auf die Playlist seines Handys gesetzt hat. »Die meisten von uns haben ihr Mitleid verloren, sogar das Meer hat dich zurückgewiesen«, übersetzt Tima den Refrain.

Auf halber Strecke klingelt Abdullahs Telefon. Eine Männerstimme dröhnt durch einen übersteuerten Lautsprecher. Es ist wieder der Regisseur, der ihn immer noch später am Abend live zur Film Premiere zuschalten will. Abdullah, der mit dem Fahren beschäftigt war, hat versehentlich abgenommen. Abdullah sagt irgendwas und legt dann auf. »Warum blockierst du nicht endlich seine Nummer?«, sagt seine Schwester »Ich fahre, Fatima Kurdi.« Tima schüttelt den Kopf: »Ein schamloser Mensch.«

Am Nachmittag steht Abdullah Kurdi schließlich im Lager Gawilan auf einer überdachten Betonfläche, dem Schulhof des Flüchtlingslagers. An den Seiten reihen sich Container aneinander, jeder von ihnen ein Klassenzimmer. Das Camp gibt es seit 2013, etwa tausend Familien leben hier in einfachen gemauerten Zimmern. Man versteht sofort, warum Abdullah diesen Tag hier verbringen will. Als er die Säcke mit den Uniformen aus dem Kofferraum hievt, wird er wie ein Star von den Kindern umringt. Ihre Energie springt sofort über, sie haben, wie Kinder überall auf der Welt, diesen unbändigen Optimismus, der etwas Trauriges hat, wenn man weiß, wie schwierig ihre Startbedingungen sind. Abdullah geht von Container zu Container. Er setzt sich auf kniehohe Schulbänke, verteilt Uniformen, nimmt Kinder in den Arm, lässt sich mit ihnen fotografieren. Als ein kleines Mädchen auf ihn zutritt und ihm zuflüstert, dass sie statt eines Kleides lieber Hemd und Hose haben will, hat er Tränen der Rührung in den Augen und gibt ihr, was sie sich wünscht.

Irgendwann, sagt Tima Kurdi, habe sie begriffen, dass es ihrer Familie am meisten helfe, wenn im Namen ihrer Familie konkrete Hilfe geleistet wird. Während all die großen Gesten, die politischen Ankündigungen, die Kunstwerke ihnen oft das Gefühl gäben, dass andere damit bloß ihre eigene Agenda verfolgten.

Nur einer dieser offiziellen Akte bedeutete Abdullah sehr viel: als vor einigen Monaten ein Schiff der deutschen Hilfsorganisation Sea-Eye auf den Namen *Alan Kurdi* getauft wurde. Damals waren Abdullah und Tima nach Spanien eingeladen worden. Abdullah erzählt, dass er sich an diesem Tag zum ersten Mal seit dem Unglück wieder in die Nähe von Wasser gewagt hat. Unter all den feierlichen Akten, die in den letzten Jahren im Namen seines Sohnes begangen wurden, sei die Schiffstaufe für ihn eine Erlösung gewesen.

»Das Schiff rettet Menschen«, sagt Abdullah, »und damit hilft der Geist meines Sohnes, Leben zu retten.« Gestern, am Tag vor dem Todestag, hatte Gordon Isler, der Vorsitzende der Organisation, sie gefragt, ob sie ein Bild von Alan für einen Spendenaufruf auf Facebook verwenden dürften. Und er hatte geschrieben, dass sie aller drei gedenken würden: Alan, Ghalip und Rehanna. Abdullah sagt, dass ihn das glücklich mache: Endlich verstehe jemand, dass es nicht um den Namen Alan Kurdi gehe, sondern um eine ganze Familie, seine Familie.

Auf dem Rückweg, draußen ist es jetzt dunkel, scrollt sich Tima durch ihre Twitter-, Facebook-, Whatsapp-Feeds.

Eine Frau schreibt: »Liebe Tima, eine Umarmung, von Mutter zu Mutter«. Ein anderer: »Ich bin ein Immigrant und habe meine Familie zurückgelassen, um meine Kinder in Sicherheit zu bringen. Ich habe geweint, als ich Ihr Buch gelesen habe.« Und eine Frau aus Kanada hat vom Disput um den Film gelesen: »Ich verstehe, dass Sie und Ihre Familie nicht bereit dafür sind, aber ein Film wird Menschen helfen, die Krise zu verstehen, und sie motivieren, etwas zu tun.«

Am Vormittag hatte Abdullah zu seiner Schwester gesagt, dass er gerne auf dem Rettungsschiff *Alan Kurdi* arbeiten würde.

Wie stellst du dir das vor, hatte sie ihn gefragt, du hast eine Frau zu Hause, willst du sie einfach alleine lassen? Ghamzeh kann mit mir kommen, hatte er geantwortet, er meine es ernst.

Im kurdischen Teil des Irak leben 250.000 geflohene Syrer. In Erbil sind sie überall, junge Leute mit Studienabschlüssen, die in Hotels oder Schulen arbeiten, Männer aus den umliegenden Lagern, die für 15 Dollar am Tag auf Baustellen aushelfen. Einige der besten Restaurants der Stadt wurden von syrischen Flüchtlingen gegründet. Vor dem Krieg lebten in Syrien 22 Millionen Menschen, sechs Millionen davon waren bis 2016 innerhalb Syriens geflohen, fünf Millionen flohen in andere Länder, 3,6 Millionen davon in die Türkei und eine Million nach Deutschland. Inzwischen sind einige Hunderttausend Menschen an ihre Wohnorte zurückgekehrt. Auch die Familie Kurdi ist in die ganze Welt versprengt.

Eine Schwester von Tima und Abdullah war von Damaskus nach Istanbul geflohen und ist gerade nach Damaskus zurückgekehrt, wo der 75-jährige Vater während des Krieges im Haus der Familie ausgeharrt hatte. Ihr Sohn lebt illegal in Istanbul. Zwei weitere Schwestern leben im türkischen İzmit, beide haben Söhne, die in Deutschland Zuflucht gefunden haben. Ihr Bruder Mohammed lebt mit seiner Familie in Kanada. Eine Zeit lang hat er als Friseur im Salon seiner Schwester gearbeitet und mit seiner Familie im Keller ihres Hauses gewohnt, es dann aber immer schlechter ertragen, abhängig von ihr zu sein. Irgendwann, erzählt Tima, habe er nur noch depressiv in seinem Zimmer gesessen. Inzwischen sei er ausgezogen. Derzeit sprächen sie nicht miteinander.

Keinem in der Familie Kurdi geht es wirklich gut. Tima Kurdi hat seit jenem Tag vor vier Jahren Angstzustände. Sie erträgt es nicht, einkaufen zu gehen. Selbst Lebensmittel müssen ihr Mann und ihr 26-jähriger Sohn für sie besorgen. Es komme ihr absurd vor, den Überfluss zu sehen, während Menschen auf der anderen Seite des Planeten um ihr Überleben kämpften. Sie war auch seit Jahren nicht mehr im Urlaub.

Ihr Bruder Abdullah Kurdi verbringt viel Zeit mit seiner Frau Ghamzeh schweigend vor dem Fernseher. Er sagt, dass es der schönste Moment seines Tages sei, wenn seine Kinder ihn im Traum besuchen.

Am Ende, glaubt Tima Kurdi, gibt es nur eine Sache, die ihm vielleicht helfen kann. Schon in den Monaten nach dem Unglück hatte sie ihrem Bruder gesagt, dass er wieder eine Familie gründen müsse. In ihrem Buch schildert sie Abdullah als den Kinderverrücktesten in der Familie. Selbst in Istanbul, als er, immer wieder arbeitslos, mit seiner Frau und zwei Kindern in einem Zimmer lebte, habe er oft gesagt, dass er einfach nur glücklich sei, weil seine Familie bei ihm sei.

Abends, in einem Restaurant, sitzt Abdullah Kurdi neben der Frau, die er geheiratet hat, weil sie seiner verstorbenen Frau ähnlich sieht. Ghamzeh, 26 Jahre alt, trägt Leggings und ein enges Oberteil. Sie hat die Haare blond gefärbt und sieht Rehanna auf Fotos tatsächlich ähnlich, auch wenn sie, anders als diese, kein Kopftuch trägt.

Hat er in der Zwischenzeit Unterschiede festgestellt zwischen seiner verstorbenen und seiner neuen Frau? »Nein«, sagt Abdullah und lächelt anerkennend, als sei das ein Kompliment. Auch Ghamzeh lächelt. Sie sei wie ein Wunder, das Gott ihm geschickt habe, sagt er, sie rede genauso, gehe genauso wie seine verstorbene Frau, sei ähnlich ausgeglichen wie diese.

»Er hat mir leidgetan«, sagt Ghamzeh. Wenn er nachts aufwache und von Schuldgefühlen heimgesucht werde, weil er die Entscheidung traf, übers Meer zu fahren, sage sie ihm, dass dies sein gottgewolltes Schicksal sei. Und diese Sichtweise helfe ihm. In Erbil hat Abdullah Kurdi einen Iraker kennengelernt, der in einem anderen Krieg seine Frau und vier Kinder verloren hatte. Der habe wieder geheiratet und noch einmal vier Kinder bekommen. Es habe ihm Mut gemacht, zu sehen, sagt Abdullah, dass es diesem Mann besser gegangen sei.

Wenige Tage später wird Tima Kurdi mir erzählen, dass ihr Bruder und seine Frau bei einem Arzt gewesen sind. Sie haben erfahren, dass sie ein Kind erwarten.